Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich | Halle a. S., den 2. März | 1921 / Nr. 50.

Flammen.

Roman von

Hans Schulze.

(31. Fortsetzung.) Nachdruck verboten.

Axel stand wie versteinert.

Sein Atem stockte, er fühlte den Schlag seines Herzens wie ein schweres Rucken durch seinen ganzen Körper.

„Ich danke Ihnen!" sagte er endlich mühsam mit gewaltsamer Anstrengung.

Noch einmal sah er das junge Gesicht des ernsten Mädchens wie in weiter Ferne durch einen feinen, durchsichtigen Nebel.

Dann wandte er sich wortlos zur Tür und stürmte im nächsten Augenblick durch den Vorsaal wieder in den kleinen Park hinaus.

Die Schatten der Bäume zitterten gespenstisch über dem mondhellen Grund der Buchenallee.

Ein jeder Stamm schien wie ein lauernder Feind mit einem unheimlichen Gefolge raunender Gesellen hinter sich.

Jetzt stand er auf der Bank des Badeplatzes.

Sein Blick irrte unsicher über die mattleuchtende Fläche des nächtlichen Sees.

Zur Linken schimmerte ein helles Kleid.

Wie ein Trunkener taumelte er darauf zu.

Der Schaum stand ihm vor dem Munde, sein Gesicht war wildverzerrt.

„Hella!" stieß er keuchend hervor. „Du und Graf Eichstädt — — Du — —"

Er wußte nicht mehr, was er tat.

Wie ein blutiger Vorhang wallte es vor seinen Augen.

Er hatte Hella an der Brust gepackt, daß die Knöpfe ihrer Jade unter seinem Griffe sprangen.

Seine Hände umklammerten ihre Gelenke, tasteten sich höher, preßten ihre Arme.

Jetzt waren sie wie eiserne Klammern auf ihren weichen Schultern.

Verzweifelt schrie sie auf in dem heißaufloderndem Haß der Todesangst, ihre Augen flammten aus dem Dunkel wie die Lichter einer verfolgten Wildkatze.

Engumschlungen rangen sie hin und her.

Er griff in ihr Haar und umklammerte ihren Hals.

Da riß sie sich mit letzter Kraft los und tauchte gedankenschnell in den bergenden Schatten eines Weidengebüsches.

Kein Weg, kein Wille waren mehr in ihr deutlich.

Nur vorwärts, fort von diesem Manne, aus dem Grausen der letzten, unabwendbaren Todesnähe.

Jetzt stand sie am Eingang des Rosengartens und riß die Gattertür auf.

Die Füße versagten ihr fast den Dienst.

Das Herz schlug ihr, als wollte es ihr zur Brust herausspringen.

Und dann klangen die furchtbaren Schritte plötzlich wieder ganz in ihrer Nähe und hetzten sie von neuem in einer wahnsinnigen Jagd kreuz und quer durch die langen Spalierwege.

Ihr Kleid hatte fest, die Dornen ritzten ihr die Hände.

In weichen Regenfällen sanken rechts und links die Rosenblätter von den Stämmen und ein seltsam schwüler, sinnverschleiernder Duft stieg aus den entblätterten Kelchen auf, wie der Atem einer sündigen Leidenschaft. —

Da gellte auf einmal ein Schrei hell und scharf wie der Angstruf eines gefolterten Tieres und flatterte wildzerrissen in die Weite des einsamen Parks.

Ein menschlicher Körper schlug dumpf an einem Centifolienstrauch zu Boden.

Dann wieder Stille.

Als Axel atemlos die Rosenbüsche auseinanderschlug, starrten ihm in dem blassen Mondlicht zwei glanzlose, gebrochene Augen entgegen. — — —

Axel hatte sich neben der Toten auf die Knie geworfen und ihren Kopf in seine Hände genommen.

Die Züge des geliebten, schönen Gesichts schienen ihm auf einmal ganz schmal, wie die eines armen, blassen, geschlagenen Kindes.

Das also war das Ende!

Das letzte Glied einer ehernen Kette von Schande und Schuld.

Die Hetzjagd in den Tod!

Verstört sah er um sich, in jenem qualvollen Nichtglaubenwollen, das angesichts eines teuren Toten einen jeden erfaßt.

Und dann auf einmal überfiel ihn ein Schluchzen hart und tränenlos, als sei in seiner Seele etwas zerrissen, zermalmt, gemordet worden, daß er sich wie ein Wahnsinniger über die Geliebte warf und sie mit beiden Armen umklammerte, als ob er sie nie wieder lassen wollte.

So verharrte er lange in dumpfer Betäubung und dachte an das Leben, das nun vor ihm lag, und es schien ihm, als ob es über ihm zusammenschlagen müßte in einer einzigen Woge hoffnungsloser Verzweiflung.

Rings um ihn her ging es wie ein Flüstern, ein Singen, leise geheimnisvoll, bald wie ein Grabsang, bald wie ein Frühlingslied.

Der Wind strich mit klagenden Lauten durch die hohen Hedenwände und trug den süßen Duft von tausend sterbenden Rosen hinaus in den Traum der Sommernacht. — —

Da klang auf einmal ein Stimmengewirr durch die unablässig raunende Stille, Schritte nahten.

Axel schreckte empor.

Nur jetzt niemand mehr sehen, mit niemand mehr sprechen!

Im Schloß war es lebendig geworden.

Die ganze Terrassenfront lag in hellem Licht.

Jetzt kamen die Schritte den großen Spalierweg entlang.

Fackelschein streifte über die dunklen Rosenbüsche.

Und dann stand eine kleine Menschenschar in tiefer Erschütterung um die Tote, deren blasses, stilles Gesicht der Mond mit seinem kalten, silbernen Lichte umrandete.

Die Baronin stützte sich schwer auf Dr. Reinwaldts Arm.

„Wer war diese Frau, Herr von Alsleben?" fragte sie leise. „Ich glaube, jetzt ist der Bann gebrochen, jetzt können Sie sprechen!"

Da trat Alsleben ganz nahe zu Häupten der Toten, und strich mit einer sanften Bewegung über die erloschenen Augensterne.

„Es war mein Weib!" sagte er tonlos.

„Sie hat einst schwer an mir gefehlt!

Nun aber löscht der Tod alles aus!

Wir wollen ein stilles Gebet für ihre Seele sprechen!"

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die erste rotgoldene Glut der Sonne zitterte über den weichen, grünen Linien des erwachenden Parkes, als Trude Warkentin am anderen Morgen die Vorhänge des Schlafzimmers auseinanderschlug.

Hertha schlief noch.

Den blonden Kopf in den festen, runden Arm geschmiegt, verträumte sie die Aufregungen des vergangenen Abends in einem unerwecklichen Kinderschlaf.

Eine Fliege saß ihr in einem Augenwinkel.

Die scheuchte Trude fort und machte dann, auf nackten Füßen leise umherschleichend, ihre Toilette.

Während sie vor dem Ankleidespiegel ihr Haar bürstete, überdachte sie noch einmal die düstere Reihe der dramatischen Ereignisse, die in dem jähen Tode Hellas einen so furchtbaren Abschluß gefunden hatten.

Die Leiche war noch in der Nacht nach dem Kavalierhaus geschafft und dort in dem kleinen Vorsaal aufgebahrt worden, während Alsleben nach einer kurzen Aussprache mit der Baronin seine alte Wohnung im Schlosse wieder bezogen hatte.

Neben ihm war Graf Eichstädt untergebracht worden.

Hertha, die gerade im Augenblick der Brandkatastrophe des Leutehauses in Greifenhagen eingetroffen war, hatte mit aller Entschiedenheit darauf bestanden, daß der Bräutigam nicht der Pflege seiner Dienerschaft überlassen, sondern noch in der Nacht nach Pahlowitz mitgenommen wurde.

Der frische Luftzug der raschen Autofahrt war dann von so wohltätiger Wirkung gewesen, daß sich der Graf bei seinem Eintreffen im Schlosse bereits wieder soweit erholt hatte, daß er an Alslebens Arm zu seinem Zimmer im ersten Stock hinaufgehen konnte.

Dr. Reinwaldt, der in seiner Studentenzeit als Samariter ausgebildet worden war, hatte ihm über die Stirnwunde einen kunstgerechten Verband angelegt und sich bereit erklärt, während der Nacht bei ihm zu wachen, um bis zum Eintreffen des Wartenberger Arztes für alle Zwischenfälle sogleich zur Hand zu sein. — —

Mit raschen Schritten kam Trude jetzt zur Diele herab und ging über die Veranda in den Park.

Im Hause regte sich noch niemand.

Nur der ewig in Filzschuhen einherstelzende alte Gärtner Christian, der jeden Vogel und seinen Nistplatz kannte, war schon im Gange und schnitt auf den Rabatten des Vorplatzes die letzten Rosen.

Trude bettelte sich von ihm ein paar zarte La France-Blüten, die sie Hertha auf den Kaffeetisch stellen wollte, und strich dann weiter durch den Glanz des frischen, schleierlosen Morgens.

Es war ganz still ringsum, nur zuweilen ein leises Taubengirren, das Aufplatschen eines Frosches auf dem Wasserspiegel des Springbrunnens oder ein Kuckuckruf fern trüben im Walde. — — —

Trude ging die Buchenallee entlang, in deren flimmernde Dämmerung die zarten Lichtbänder der Sonne schräg hereinflossen, und wandte sich von hier zum Kavalierhaus hinüber.

Ein großer Schwalbenschwanz, schwarzblau gestreift, wie ein päpstlicher Lands necht und zu abenteuerlichen Arabesken ausgezadt, flog ihr gleichsam als Wegweiser voraus, bis er in jähem Fall auf einmal in einer der bunten Blumeninseln der tauigen Parkwiese versank.

Die Sonne war höher emporgestiegen und goß einen warmen Glast über die stumpfen, roten Ziegelkuppeln des alten Barockbaues.

Eine Pfauhenne lief mit ihrem kleinen, grauen Kükenvolk eilfertig pickend um die grüngestrichenen Kübel mit den schwärzlichen, runden Igelköpfen der Lorbeerbäume, die die lange Reihe der blinkenden Fenster in regelmäßigen Zwischenräumen feierlich-zopfig flankierten.

Da hemmte Trude auf einmal ihren Schritt.

Durch die weitoffene Tür des Vorsaales sah sie ein seltsames Bild.

Im Halbrund der Oleandergruppe erhob sich unter dem weißen Marmortorso des griechischen Mädchens stumm und ernst die Bahre mit der Leiche Hellas.

Ein Mann kniete neben ihr, sein Gesicht lag in ihrem Schoß, seine Arme krampften sich um ihren Leib.

(Schluß folgt.)

Bis nun auf einmal ...

Noch eben fragten leise Stimmen immer wieder:
„Geht es dir besser? Wirst du heute schlafen können?
Vielleicht kannst morgen du am Tische mit uns essen
Und dann durch Flur und Wald mit uns spazieren gehn?
Hast du noch Schmerzen? Tut das Herz dir nicht mehr weh?
Und immer wieder: „Schläfst du schon? Fühlst du dich wohler."
Bis nun auf einmal alle Neugier ist verschwunden,
Die Lippen stumm, die Augen schlafensfest geschlossen,
Und nur ein leises Atemwogen Kunde gibt
Vom Leben derer, die sich ängsten um mein Leben.
Noch eben klangen leise Stimmen aus der Ferne,
Aus jenem grauen Häuschen hinter Berg und Büschen,
Mit bangen Fragen immer wieder mich bestürmend:
„Wie geht es dir? Bist du gesund? Wirst du bald kommen?
Ach, laß uns nicht so lange warten! Schreibe bald!"
Bis nun auf einmal alle Neugier ist verschwunden,
Die Lippen stumm, die Augen schlafensschwer geschlossen,
Das leise Atemwogen still am Strand verebbt.
Ach, die sich lebenslang gängstet um mein Leben,
Die mir mein und ihr Leben gaben, sind nicht mehr!

Adolf Kassau.

Das andere Ei des Christoph Columbus.

Von

Friedrich Freksa (München).

(Nachdruck verboten.)

Die Krone von Segovia beherbergte im Jahre 1505 der Fleischwerdung viel Herren von kastilischem und arragonischem Adel. Zum erstenmale hielt König Ferdinand von Arragonien wieder Hof, nachdem das Trauerjahr für seine Gemahlin Isabella von Kastilien verstrichen war. Es konnte darum nicht fehlen, daß von allen Teilen der Halbinsel Ritter und Herren kamen, die Gesuche an den König richteten und Gnaden von ihm erbaten.

So war der mit alten Korkeichen und Kastanien bestandene schattige Vorplatz des Gasthofs gleichsam ein Abbild des Hoflagers.

Zwischen dem Schlosse und dem Gasthofe flutete ein nie versiegender Strom von Besuchern. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend hörte man nur Hofklatsch, Staatsgespräche und Fragen und Antworten über die Stimmung der Majestät von Spanien.

Eines Morgens nun, an dem die ganze Gesellschaft der Ritter und Herren frühstückend unter den Bäumen saß, betraten den Platz zwei Männer, deren Haltung und Gebärden seltsam von den andern Gästen abstachen.

Zwar war ihre dunkle Kleidung reich und ritterlich, allein der breite, wiegende Gang verriet die alten Seeleute. Trotz der Ringe an den Fingern erschienen die Fäuste hart und abgearbeitet, die Gesichter waren tief gefurcht, und die Augen blickten blau und scharf. Sofort richteten sich die Blicke der Anwesenden auf die Ankömmlinge. Ein Gefrage hub an, bis sich einige Herren fanden, die über die beiden berichten konnten.

„Es sind die beiden genuesischen Abenteurer, Christobal und Bartolomeo Colon, die so viel Wesens machen von dem neuen Seewege nach Indien, den sie gefunden. Es sind Unverschämte! Sie haben da dem Könige und der nun in die Ewigkeit eingegangenen Königin vorgeredet, es wäre, wer weiß wie schwer gewesen, den Seeweg zu finden. Allein es ist ganz einfach, nur gen Westen heißt es den Kurs zu nehmen, so gelangen die Schiffe, wenn sie erst Madeira passiert, allein dahin! Aber die beiden Abenteurer verlassen sich auf eine leichtsinnige Zusicherung der Königin Isabella. Christobal verlangt den Rang eines Vizekönigs und Herrschergewalt für sich und sein Geschlecht für ewige Zeiten mit samt dem Zehnten von allen Einnahmen aus den neuen Besitzungen.

Der König in seiner Gnade hat ihnen große Besitzungen in Kastilien geboten und den Rang von Granden des Reiches. Sie waren so unverschämt und frech, diese Gnade auszuschlagen!

Es sind Erkundigungen nach der Herkunft der beiden eingezogen worden. Wollenweber war ihr Vater, und wie uns berichtet ward, auch Seeräuber, wenn es sich traf. Die Herkunft erklärt die Unverschämtheit und Frechheit der beiden zur Genüge."

Christobal und Bartolomeo Columbus hatten inzwischen einen Sitz auf einer Bank eingenommen. Aus den Gesichtern der alten Seeleute gab sich Kraft und Verantwortlichkeitsgefühl sprach aus den gefurchten Stirnen und gepreßten Lippen.

Ihre Ohren hatten wohl fast alles vernommen, was über sie geredet ward. Ingrimmig saßen sie beide da und dachten nach:

Ja, jetzt war es leicht, von Palos nach Guanahani zu fahren. Aber wie lange Jahre des Lebens hatten beide diesem Plan geopfert, der zuerst im Kopfe des jüngeren Christobal sich geregt hatte.

Neun Jahre hatten sie daran gesetzt. Von Portugal war Christobal nach Spanien gegangen und Bartolomeo, der Aeltere nach England, um Heinrich den Achten zu bewegen, ein Schiff auszurüsten. Bartolomeo war in die Hand von Dünkirchner Meerwölfen gefallen, aber Christobal war es endlich geglückt, nachdem er schon den Entschluß gefaßt hatte, von Spanien nach Frankreich zu wandern.

Er gedachte noch des Tages, da er ans Meer kam, zum Kloster Rabida, auf den Armen trug er sein Söhnchen Diego. Heiß war die Luft, und die Mauern des Klosters schimmerten weiß wie Schnee. Beide waren sie verschmachtet, mutlos und der schweren Last müde. Doch hier ward ihnen unvermutet Hilfe zuteil. Juan Perez Marchena, der Beichtvater des Königs, hielt sich zufällig im Kloster auf. Er erkannte den wahren unerschütterlichen Geist des wegmüden Mannes besser als in den Verhandlungen am Hofe, wo der Seebär sie gegen die redegewandten Herren von Salamanka so sonderlich ausnahm.

Hier erfuhr Perez, wie Columbus durch Schwemmgut des westlichen Meeres, das er selbst auf Madeira gesehen, Zeugen für seine Vermutungen gefunden . . .

Und Christobal und Bartolomeo dachten an den Tag der Abfahrt von Palos auf drei elenden Caravellen, die kaum die See halten konnten, mit einer Mannschaft, deren Rückkehr kein Ritter in Spanien gern gesehen hätte. Lebendig ward die Fahrt ins Ungewisse, durch die Wasserwüste, die kein Ende nahm, weit fort von jeder Küste, durch die grünen Seewiesen des Saragossameeres, wo die Schiffe fast stehen blieben. Falsche Meilenzahlen mußte Columbus in das Schiffsjournal eintragen, sonst wäre die Mannschaft mutlos geworden. Murrten sie doch, daß sie bei dem ewigen Ostwinde nie wieder die Heimat sehen würden.

Tag der Landung in Guanahani. Kupferrote Menschen, die goldene Ringe tragen. Gold! Gold! Das Ziel der Reise war erreicht! Indien das Land der Schätze gefunden! Vasco da Gama überholten. Das Ziel war lohnender als Seeräuberei. Um seinetwillen konnte verdorbenes Wasser, würmerzerfressenes Brot in Kauf genommen werden.

Tag der Rückkehr! Tag des Ruhmes! Ganz Palos, ganz Spanien, ganz Europa jubelte dem Entdecker des neuen Seeweges, dem großen Piloten zu!

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210302020/fragment/page=0001

Aber wie leicht war die erste Reise vergessen. Der von Christoph erbeinte Richter, Bobadilla, legte den Vizekönig in Ketten samt seinem Bruder, und Columbus legte sie auf der Fahrt nicht ab. In Ketten trat er in Palos ans Land, und die Scham Spanien erwachte. —

Noch einmal wird ihm Genugtuung und Ehre, die ihm gebührte. Gott selbst wollte ihn retten. Ovando, der neue Statthalter von Hispaniola, ließ Columbus nicht landen. Wider den Rat des verachteten Seefahrers sandte er zwanzig Caravellen heim und mit ihnen die beiden Feinde des Columbus, Bobadilla den Richter, der ihn in Ketten legte, und Roldan, der gegen ihn eiferte und wütete.

Außer einem Schiffe gingen alle andern im Sturm zugrunde. Auf dem einen übrigbleibenden aber fand sich das ganze Gut, das sich Columbus in den neuen Landen erworben.

Gott selbst hatte ihn berufen, Gott selbst hatte ihm Recht gegeben wider seine Feinde.

Fanatismus leuchtete in den Augen des Seefahrers, der hier zu Segovia war, um sein Recht zu fordern von den Menschen, von dem Könige.

Da erklang aus den Reihen der Caballeros ein lautes Wort: „Können Sie dieses Ei hier zum Stehen bringen, ohne es zu stützen?"

„Gedenken Sie uns etwas neues zu sagen, Caballeros? Das ist einfach. Christobal Colon nimmt diesen Witz für sich in Anspruch wie den Zehnten aus den Einkünften Indiens. Aber mein Großvater hat ihn schon gemacht."

Und der Sprecher stauchte das Ei auf den Tisch, daß sich die Schale eindrückte und es stand.

Christobal sah seinen Bruder Bartolomeo an. Der sagte: „Zu was für einem Lande sind wir, in dem nicht einmal die Scherze ihren Erfindern bleiben?"

Christobal aber stand auf und ging mit den breiten, wiegenden Schritten des Seebären an den Tisch der Lachenden.

„Caballeros," sagte er mit heiserer, knurrender Stimme. „Sie machten soeben einen Scherz mit einem Ei. Dieser Scherz mag nicht von mir stammen, wie einer der edlen Herren soeben bemerkte. Aber vielleicht kann ich Ihnen ein anderes Rätsel mit einem Ei aufgeben."

Mit diesen Worten legte er ein großes Ei auf den Teller, hielt es hoch und sagte: „Wer vermag es, dies Ei zu öffnen, ohne es mit der Hand, mit dem Löffel oder einem Instrument zu berühren, und ohne vor dem Essen seine Schale zu lösen?"

Betroffen schauten die Herren einander an.

Christobal Colon hielt den Teller noch immer hoch. Spott lag auf seinem Gesichte.

„Wer es vermag, dem verkaufe ich um dieses Ei, die mir nach Wort, Vertrag und Siegel des Königs zustehenden Ansprüche auf Würden und Einkünfte Indiens! Wer also seinen König von einem unangenehmen Bittsteller befreien will, der wage es!"

„Ohne anzufassen! Ohne Hand! Ohne Instrument!" erscholl es durcheinander.

Da lachte der alte Seebär mit einem Lachen, wie es der Vollmatrose hat, der einen Schiffsjungen foppt. In beide Hände nahm er den Teller, faßte das Ei mit den Zähnen, kaute es mitsamt der Schale und sog es aus und spie die die Schale mitten auf den Tisch.

Verächtlich sagte er: „Dieses Rätsel wird so leicht keiner der Herren nachmachen und für sich in Anspruch nehmen. Denn es gehört ein Rachen dazu, der von Seewasser gebeizt ist, und um es zu schlucken ein Maul, das gewohnt ist, viel hinunterzuschlucken an wurmigem Brot, schlechtem Wasser, Unbank und Verkleinerungslust der Menschen!

Sprach's, wandte sich um, schlug an den breiten Schiffsdegen und sagte: „Sollte es einer der Herren sich vermerken, so wird er mich und meinen Bruder gern zu einem Gang bereit finden. Wir werden noch einige Tage unter diesen Bäumen anzutreffen sein, bis der König sich äußert, ob ihm Worte und Verträge heilig sind oder nicht."

„Die Brüder" von Hermann Kesser

Uraufführung im Staatstheater in Wiesbaden.

Hermann Kesser, der Schweizer Dichter, der sich durch seinen Journalistenroman „Die Stunde des Martin Jochner" und seine Novellen einen Namen gemacht und mit seiner klassizistischen Tragödie „Messalina" sowie dem tragikomischen Einakter „Summa Summarum" bereits sein Anrecht auf die Bühne erwiesen hat, kam im Staatstheater in Wiesbaden mit einem fünfaktigen Drama „Die Brüder" zur Uraufführung. Dies Stück unternimmt es kühn, die stürmischen Wogen des Kampfes, in dem unermüdlich, zukunftsgewiß, geistiges, göttliches Menschentum sich aufbäumt gegen die dämonische Macht eines geldliebenden Materialismus, einzufangen in das enge Strombett einer prallen, bühnenstarken Handlung. Der Tag der Abrechnung ist gekommen zwischen zwei Brüdern, einem leidenschaftlichen Bekenner zum Geiste und einem leidenschaftlichen Bekenner zum Gelde. Wird der heimkehrende Idealist die Geldburg brechen, in der, steinhart, der Bruder thront? so lautet der äußere Wortlaut der Frage. Wird die gläubige Leidenschaft jenes einen dem kalt verstandesmäßigen Leben des anderen Bruders erlösende Bekehrung werden, fragt es, lauter von Szene zu Szene, aus den Tiefen des Dramas. Bezeichnend für das Stück ist dieses Ineinander von Außen und Innen; während die Wirtschaftsführung eines großen Handelshauses zusammenbricht und unter vielfältigem Geschehen Streik und Aufruhr lodernd durch die Stadt ziehen, entfaltet sich tief aus verinnerlichter Menschenseele alles, was an Sehnsucht und emporreißendem Willen in uns armen, irrenden Erdgeborenen zu Gott hinstrebt. Der Aufwärtsgerichtete der besten Brüder geht, Seitenwege zu kleinerem Glücke verachtend, seinen geraden Weg, der Haß in des Bruders Herz in Liebe zu wandeln. Er stirbt unter der Hand des rasenden Materialisten, sein Leben opfernd dem Glauben, daß der Weg zu Gott kürzer geworden.

Trotz mancher Widersprüchigkeiten unternimmt sich der leidenschaftlichen Geistigkeit des Dichters die Technik des Dramas als willig gehorchender Mechanismus. Zu schicklichkeitlichen Erleuchten weiter Zusammenhänge genügt oft ein Antippen. Die Menschen gehen stark und aufrecht durch das Stück, aufrecht und unverzeichnet selbst die Gegenspieler des Dichterwollens. Dem geistigen Gehalte gegenüber kommt die konkrete Wirklichkeit nur mit kargstem Requisit zur Geltung. Daher konnte die Regie des Intendanten Hagemann nicht anders sein als expressionistisch, im besten Sinne des vielmißbrauchten Wortes. Hart und stoßend wie der Atem des Stücks war die Mimik der Darsteller, marionettenhaft, gezerrt, leider manchmal auch verzerrt. Entschädigend in überlegener Stilsicherheit gab sich hier Rudolf Hoch als wuchtiger Interpret geheimgerichtet materialistischer Triebhaftigkeit. Karl Ludwig Diehl war Gottsucher, Geistesfinder in abgekärkter Leidenschaft. Die Vertreter der übrigen größeren Rollen boten durchweg vorzügliches. Das Publikum nahm das Stück anfänglich reserviert auf. Am Schluß jedoch brach starker Beifall durch, der den Dichter oft an die Rampe rief.

D. T. K.

Wie man — umsonst lebt!

In Romanen begegnen wir seit dem unsterblichen Abenteurerpaar in Thackerays „Vanity Fair" immer wieder eleganten Erscheinungen des Gesellschaftslebens, die buchstäblich umsonst oder — von ihren Schulden leben. Der brave Staatsbürger denkt wohl, daß solche „Sorgenkinder des Glücks" nur in der Dichtung vorkommen können, bis ihn hin und wieder eine Gerichtsverhandlung, der nun einmal nicht alle genialen Löser der sozialen Frage entgehen können, davon überzeugt daß es tatsächlich solche findige Köpfe gibt. Selbst in unseren teuren und schlechten Zeiten gibt es noch mannigfache Wege, um umsonst zu leben. Und zwar ist das Merkwürdige, daß man nur umsonst leben kann, wenn man gut und luxuriös lebt, in den besten Hotels wohnt, in den feinsten Restaurants speist, bei allen gesellschaftlichen Veranstaltungen, wie Festen, Wettrennen usw., auftritt.

Die Grundbedingung für jeden, der umsonst leben will, ist nämlich, daß er niemals arm erscheinen darf. Eine vornehme und selbstsichere Haltung, gutes Benehmen, Geistesgegenwart in allen Lebenslagen und etwas Kleingeld sind unbedingt notwendig. Das Kleingeld wird sich eine Persönlichkeit mit elegantem Auftreten und gesellschaftlichen Talenten leicht beschaffen. Borgen ist die gewöhnliche Art, um sich die nötigen flüssigen Mittel zu verschaffen. Man ahnt aber gar nicht, wie viel Geld sich ein Herr, der einen großen Kreis wohlhabender Freunde hat, mit ein wenig Geschicklichkeit zusammenborgen kann, ohne daß er deshalb unangenehm auffällt. Will man sich das für das „Umsonstleben" erforderliche Kleingeld „verdienen", so fehlt es auch nicht an Mitteln und Wegen. In der nettesten und harmlosesten Weise, ohne daß der andere auch nur das geringste ahnt, kann man den Verkauf aller möglichen Dinge, von Wein und Zigarren ebenso gut wie von Automobilen und Kunstwerken vermitteln und hohe Provision einstreichen.

„Schmeckt Ihnen diese Zigarre?" fragt man beiläufig.

„Nun ich kann Ihnen die Firma nennen, von wo ich sie beziehe. Ich will Ihnen meine Karte mitgeben und dann werden Sie die Marke bekommen. Jeder kriegt sie nicht. Aber ..." So macht man sich beliebt und verdient dabei.

Auch mit Kartenspielen kann man sich das Taschengeld, das man zum anständigen Auftreten braucht, erwerben. Im übrigen lebt man umsonst, indem man einfach nichts bezahlt. Das klingt absurd. Aber geschickten Leuten ist es durchaus möglich. Eine gute Adresse, ein richtiges vertrauenerweckendes Auftreten verschaffen leicht Kredit. Man muß nur wohlhabend aussehen und gut angezogen sein. So mancher Kaufmann schickt erst nach einem halben oder nach einem Jahre die Rechnung und schreit auch dann noch nicht gleich nach dem Gerichtsvollzieher. Im Restaurants nichts zu bezahlen, ist schon schwieriger. Aber wenn man sich mit dem Geschäftsführer und den Kellnern gut stellt, so kreiden sie auch an, und wenn man gar dafür sorgt, daß gutbezahlte Bekannte sich an das Lokal gewöhnen, so wird der Wirt dankbar sein und sich an den Freunden für den „umsonst Lebenden" schadlos halten.

D. Z.

Amerikanische Reklame.

In den „New York Times" stand eines Tages der Anfang einer Erzählung „Der verzauberte Baum" oder „Das goldene Ideal." Der Inhalt handelte von den Erlebnissen eines Missionars und seiner schönen Tochter auf einer von Menschenfressern bewohnten Insel. Die Kannibalen hatten den Missionar ermordet, und einer der Eingeborenen namens Tengaroro, übrigens ein Schüler des Ermordeten, belegte sofort die Tochter mit Beschlag.

„Ihr werdet doch dafür sorgen, daß ich nicht aufgefressen werde?" sagte Elly zitternd zu Tengaroro. Sie hatte nicht so sehr vor dem Tode Angst; aber der Gedanke war ihr schrecklich, daß sie vielleicht aufgefressen würde.

„Nein, du sollst nicht gefressen werden," sagte der Kannibale ruhig. Aber ich kann es nur unter einer Bedingung verhindern, daß du mich heiratest."

„Ich soll dich heiraten?" wiederholte Elly erschrocken. „Nein, dann sollt ihr mich lieber fressen."

„Wenn dir das lieber ist, so soll dein Wunsch wahrhaftig erfüllt werden," sagte Tengaroro mit tückischem Lachen. Darauf sperrte er sie bis auf weiteres in seine Hütte.

Gegen Abend schlich sich ein Mann zu ihr hinein.

„Bist du Tengaroro," fragte Elly schaudernd.

„Nein, ich bin Lotu — der kommt, dich zu befreien."

„Das kannst du nicht. Ich bin mit einer Kette an die Wand gefesselt."

„Immerhin will ich versuchen, dich zu befreien, um Tengaroro zu trotzen, den ich verabscheue."

„Aber wie willst du das anfangen?" fragte Elly leise.

„Ich werde dir einen Arm abschneiden," sagte Lotu hastig, indem er ein Messer zog und — — —

Hier brach die Erzählung in den New York Times ab und anstelle der erwarteten Fortsetzung las man:

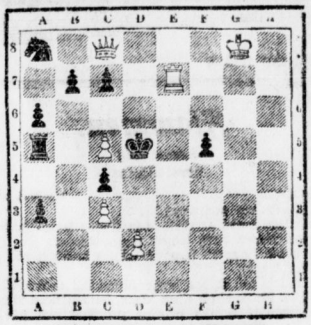
„Jeder, der mehr wissen will, braucht nur Robinsons Patent-Schuhcreme zu kaufen! Jede Schachtel enthält den Schluß der Erzählung!"

Bunte Zeitung.

„Hic bibitur!" Gelegentlich einer Inspektionsreise war der jüngst verstorbene Erzbischof von Mailand, Kardinal Ferrari, auch auf den Pfarrhof einer kleinen Gemeinde von Brinanza gekommen. Der lebenslustige Pfarrer der Gemeinde hatte in seinem Brevier an verschiedenen Stellen mit roter Tinte die Bemerkung eingezeichnet: „Hic bibitur!" (Hier trinkt man!) Als der Erzbischof auf dem Pfarrhof eintraf, bat er den Pfarrer, ihm ein Brevier zu geben, und der Zufall fügte es, daß er gerade das mit der ominösen Einzeichnung erhielt. Fünf Minuten später berief die Glocke den Pfarrer zu seinem erlauchten Gast. — „Eminenz wünschen?" stammelte der eintretende Pfarrer, der kein ganz reines Gewissen hatte. — „Herr Pfarrer, beantworten Sie mir die Frage, ob die Vorschriften der Rubriken Ihres Breviers befolgt werden oder nicht?" fragte der Kardinal. — „Aber selbstverständlich, Eminenz", war des Pfarrers Antwort. — „Sehr schön", bemerkte Kardinal Ferrari lächelnd, „dann bringen Sie mir gefälligst etwas zu trinken."

Schach

Aufgabe Nr. 2328.
Dr. E. Patkoska.

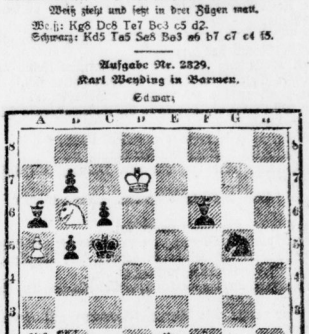


Weiß zieht und setzt in drei Zügen matt.

Weiß: Kg8 Dc8 Te7 Bc3 c5 d2.
Schwarz: Kd5 Ta5 Se8 Ba3 a6 b7 c7 e4 f5.

Aufgabe Nr. 2329.
Karl Wending in Barmen.

Schwarz



Weiß

Weiß zieht und setzt mit seinem dritten Zuge matt.

Weiß: Kd7 De1 Ta2 Sb6 e2 Ba5 f2.
Schwarz: Kc5 La6 f6 Sa1 g5 Bb5 b7 c6.

Ein seltenes Meisterwerk!

Partie Nr. 2328
gespielt im Gotenburger Meisterturnier A am 2. August 1920.
Damenbauernspiel.
Weiß: **Rubinstein.** — Schwarz: **Bogoljubow.**

1. d2—d4	Sg8—f6	11. Sc3×e4	d5×e4
2. Sg1—f3	e7—e6	12. Dd1—h3	Dd8—c8!
3. c2—c4	b7—b6	Droht f7—f6 nebst e6—e5.	
4. g2—g3	Lc8—b7	13. Lf4—e3	. . .
5. Lf1—g2	Lf8—e7	Zu Frage kommt Ld2, um das Feld e3 dem S offen zu halten.	
6. 0—0	0—0	13. . . .	Lc5×e3
7. Sb1—c3	d7—d5	Jetzt darf die Dame nicht wieder nehmen wegen 14. . . . . f7—f6 und h7—h5.	
8. Sf3—e5	c7—c5		
9. d4×c5			

Dieses Schlagen ist unbegreiflich. Erst bringt Weiß seinen S in beherrschende Stellung, und dann entzieht er ihm die natürliche Stütze. O. Tenner empfiehlt mit Recht Lc1—e3 auf Sf6—e4 folgt dann 10. c4×d5 e6×d5 11. Sc3×e4. d5×e4 12. d4×e5. Bei anderen Fortsetzungen kommt Schwarz günstigenfalls mit einem Einzelbauern d5 davon.

9. . . .	Le7×c5	14. f2×e3	Sb8—c6
10. Lc1—f4	Sf6—e4	15. Se5×c6	Dc8×c6
		16. Ta1—d1	Ta8—c8
		17. Td1—d4	f7—f5
		18. Tf1—d1	Lb7—a6
		19. c4—c5	Le6×e2
		20. Td4—d6	Dc6×c5
		21. Db3×a6+	Kg8—h8
		22 Td1—d4	Dc5—c1+
		23. Kg1—f2	Tc8—c2

Aufgegeben.

Künstliches Endspiel

von Kling und Horwitz.

Weiß zieht und gewinnt.

Lösung: 1. Kg3—g4! Kh1—g1 2. Kg4 h3, Kg1—h1 3. Sf1—g3+, Kh1—g1 4. Sg3—e2+, Kg1—h1 5. Se3—f1, e4—e3 6. Sf1—g3 und gewinnt.

Mitzellen.

In dem alten arabischen Werke: „Anekdoten, wunderbare Dinge, Scherze und Sonderbarkeiten" von Quasjube (1658) findet sich folgende interessante Stelle: „Der Name des Erfinders des Schachspiels ist Lisah. Er war sehr wahrscheinlich ein indischer Gelehrter und erfand es für den König Balhelit. Der Grund, warum er es erfand, war folgender: Als die persischen Könige sich gegenüber denen Indiens rühmten, daß der König Ardaschir das Nerdspiel selbst erfunden habe und daß dieses deshalb Nerdaschir heiße, da erfand der erwähnte Gelehrte das Schach. Die Gelehrten seiner Zeit urteilten, daß es das Nerdspiel übertreffe. Der König, für den es erfunden war, tat damit groß, und sagte zu seinem Erfinder: Wünsche dir was du willst! Dieser antwortete: Der König möge auf das erste Feld einen Dirham legen lassen und ihn bis zum letzten fort verdoppeln. Der König meinte, daß dies eine leichte Sache sei, und sprach: Was du gemacht hast, hat offenbar ungünstig auf deinen Verstand eingewirkt. Da sagte ihm der Weise: Nein, o König, das ist eine Forderung, welche deinen Schatz aufzehren würden und für die aller Könige Schätze zu gering wären. Da verwunderte sich der König darüber und sagte: Dein Wunsch ist noch wunderbarer, wie deine Erfindung.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210302020/fragment/page=0002